

(7. Fortsetzung.)

„Ja, das ist wahr. Und bis wann habe die Reise geplant?“

„Wir müssen die Gelegenheit erst noch ausbaldowern. Aber der Junge ist ja Abends niemals zu Hause, er kommt immer des Nachts sehr spät zurück. Die Ose schläft wie 'n Murmelthier und bet Dienstmädchen und die Köchin schlafen im Hinterhaus.“

„Mit die Frauengimmer woll'n wir schon fertig werden. Und wenn der Bengel mir in'n Weg tritt, denn kriegt er eins vor den Kopf, id hab's ihm schon lange zugeracht.“

„Man immer rubig Blut, Bartels.“

„Was schleicht Du denn da um unsern Tisch herum?“ fuhr Bartels einen Händler an, der sich ihnen genähert hatte.

„Na nu,“ rief derselbe empor, „darf man denn nicht zum Buffet gehen.“

„Du darfst Du schon“, lachte der abgehackte Riese. „Aber wie is mir denn, haben wir nicht schon ein Geschäft zusammen gemacht?“

„Nee, nee, Bartels. Kein Blut — keinen Todtschlag — id hab' genug an dem einen.“

„Du bist 'ne Memme, Hinrichs.“

„Man war inzwischen in den besten und belebtesten Stadttheil der Leipziger Straße gekommen. Hier herrschte blendende Helle von der elektrischen Straßenbeleuchtung und dem hellen Lichtschein der vielen Restaurants und Cafés. Reges Leben fluthete hier noch auf und ab. Das nächtliche Leben und Treiben der Millionenstadt konzentrierte sich hier an der Kreuzung der Friedrichs- und Leipzigerstraße, äußerlich glänzend und heiter, innerlich aber hohl und verdorben, ein Abgrund aller Laster und Verbrechen.“

„Vor dem Cafe National, der Sammelstätte der nächsten Lebewelt Berlins, blieben Bartels und Hinrichs stehen.“

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

„Eine Drofche erster Klasse fuhr vor. Der reich gallonierte Portier öffnete den Schlag und zwei Herren stiegen aus.“

„Das ist unser junger Herr Mangel — sieh da, wen hat er denn bei sich?“

„Kennst Du ihn nicht mehr? Das ist ja der Herr Sigismund.“

„Unter Lachen und Scherzen begaben sich die Beiden in das Cafe. Eine Weile blieben Bartels und Hinrichs noch stehen, dann schritten sie weiter, die Friedrichstraße entlang, den Linden zu.“

laternen vermodchten die Finsterniß der heimischen Herbstnacht nicht zu bannen.

„Heute war' eine passende Nacht zu unserm Unternehm'n“, meinte Bartels mit finsternem Lachen.

„Freilich wohl“, entgegnete Hinrichs. „Aber wir müssen uns zuerst ver sichern, ob der junge Herr sich zu Hause is.“

„Dummes Zeug, mit Deinem jungen Herrn! Wenn er mir zwischen die Kräfte kommt, dann schlag' ich ihm den Schädel ein.“

„Nee, nee, Bartels. Kein Blut — keinen Todtschlag — id hab' genug an dem einen.“

„Du bist 'ne Memme, Hinrichs.“

„Man war inzwischen in den besten und belebtesten Stadttheil der Leipziger Straße gekommen. Hier herrschte blendende Helle von der elektrischen Straßenbeleuchtung und dem hellen Lichtschein der vielen Restaurants und Cafés. Reges Leben fluthete hier noch auf und ab. Das nächtliche Leben und Treiben der Millionenstadt konzentrierte sich hier an der Kreuzung der Friedrichs- und Leipzigerstraße, äußerlich glänzend und heiter, innerlich aber hohl und verdorben, ein Abgrund aller Laster und Verbrechen.“

„Vor dem Cafe National, der Sammelstätte der nächsten Lebewelt Berlins, blieben Bartels und Hinrichs stehen.“

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

„Eine Drofche erster Klasse fuhr vor. Der reich gallonierte Portier öffnete den Schlag und zwei Herren stiegen aus.“

„Das ist unser junger Herr Mangel — sieh da, wen hat er denn bei sich?“

„Kennst Du ihn nicht mehr? Das ist ja der Herr Sigismund.“

„Unter Lachen und Scherzen begaben sich die Beiden in das Cafe. Eine Weile blieben Bartels und Hinrichs noch stehen, dann schritten sie weiter, die Friedrichstraße entlang, den Linden zu.“

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

„Eine Drofche erster Klasse fuhr vor. Der reich gallonierte Portier öffnete den Schlag und zwei Herren stiegen aus.“

„Das ist unser junger Herr Mangel — sieh da, wen hat er denn bei sich?“

„Kennst Du ihn nicht mehr? Das ist ja der Herr Sigismund.“

„Unter Lachen und Scherzen begaben sich die Beiden in das Cafe. Eine Weile blieben Bartels und Hinrichs noch stehen, dann schritten sie weiter, die Friedrichstraße entlang, den Linden zu.“

„Sollen wir noch 'nen Schwarzen trinken?“ fragte Bartels.

„Sieh dahin“, raunte Hinrichs ihm zu. „Da kommt unser Mann!“

„Eine Drofche erster Klasse fuhr vor. Der reich gallonierte Portier öffnete den Schlag und zwei Herren stiegen aus.“

„Das ist unser junger Herr Mangel — sieh da, wen hat er denn bei sich?“

„Kennst Du ihn nicht mehr? Das ist ja der Herr Sigismund.“

ten, er braucht seine Kinder nicht hungern zu lassen. Aber der furchtbare Gedanke: wie soll es werden, wenn Du durch irgend einen Zufall die Arbeit verlierst, quält selbst diesen glücklichen Tag und Nacht und läßt ihm keine Ruhe und peitscht ihn weiter und weiter in athemloser, nervenschüttelnder, geisterschöpfender Hast.“

Friedrich Gerhard mußte alle Bitterkeiten dieser Jagd nach der Arbeit durchstoßen. Er wanderte von einer Arbeitshütte zur anderen; er studierte den Annoncentheil der Zeitungen und wenn er eine offene Stelle als Portier, als Hausdiener oder dergleichen fand, eilte er dorthin, aber vor ihm waren schon hundert andere dagewesen, und hundert Arbeitssuchende wurden mit ihm zugleich abgewiesen, und nur ein Glücklicher erhielt die Stelle.

Der Winter stand vor der Thür, die Bauthätigkeit stochte, viele Arbeiter wurden entlassen, viele Arbeiter kamen vom Lande, wo sie während des Sommers gearbeitet hatten, in die Stadt und füllten die Arbeitsbüreaus und die Arbeitsstätten. Tausende und Abertausende durchwanderten mit Gerhard die Straßen der Piesenstraße und bestellten um Arbeit und tonnten doch keine Arbeit finden und lehrten Abends mit müden Füßen und hungrigem Magen in ihre dumpfen Asyls zurück.

Die Arbeiter, welche irgend ein Gewerbe erlernt hatten, fanden noch hier und da ein Unterkommen. Aber Gerhard verstand nichts als das Bergmannsgewerbe, das hier in der Piesenstraße nutzlos war. Er bot sich in den Fabriken als Heizer, als Kesselwärter an, auf den Bauten als Steinträger, auf den Lagerhöfen als Frachter und Bader; aber hier waren die Stellen alle besetzt, dort war er zu alt für die Stelle; an einer dritten Stelle ward ihm ein allzu geringer Lohn geboten, so daß er selbst kaum das Leben für sich allein hatte.

Er fand keine Arbeit — wohl einmal auf einige Tage eine zufällige Beschäftigung — dann aber sah er sich der Arbeitslosigkeit wieder preisgegeben, irrte ziellos in den Straßen der Piesenstraße umher, um Abends trostlos, erfüllt von Bitterkeit in die Wohnung heimzukehren, aus der nach und nach jede Bequemlichkeit, jeder noch so kleine Komfort verschwunden war, um dem Glend, der Armut, dem Hunger Platz zu machen. Der hübsche Spiegel, ein Erbstück von den Großeltern her, wanderte zuerst ins Leihhaus; ihm folgte die alterthümliche Kaudusuhr, dann das Sopha, dann die Kommode, das eine große Bett, welches Frau Gerhard mit in die Ehe gebracht hatte, die Schmuckfächer der beiden Frauen waren schon längst veräußert — leer und taub waren die zwei Stübchen und die dunkle Küche, die Noth, die Sorge, der Hunger arinisten dem Eintretenden aus den Winkeln entgegen.

Frau Gerhard und Anna kämpften mit Selbstmuth gegen die Armut, gegen den Hunger. Sie nähten Tag und Nacht, aber sie schafften es allein nicht und die Kinder muhten ebenfalls mitverdienen. Fritz und Lenchen trugen am frühen Morgen, ehe der Tag graute, Weißbrot für den Väter aus und am Abend liefen sie Trepp auf, Trepp ab, um die Zeitungen für einen Zeitungspediteur zu besorgen. Müd und matt schliefen sie Morgens acht Uhr schon zur Schule, schliefen bei den Worten des Lehrers ein, erhielten Schelte und harte Worte, fanden Mittags kaum ein warmes Mittagstbrot, schlepten sich weiter den Tag über und fanten Abends zu Tode erschöpft auf das lärgliche Lager.

Anna blutete das Herz, wenn sie die blaffen, höhligen Gesichter der Kleinen erblickte, wenn sie die rohen, gewöhnlichen Worte und Manieren bemerkte, welche die Kinder auf der Straße lernten. Sie ertrug geduldig die mütterliche Laune des Vaters, die Rantfucht und die spigen Redensarten der Stiefmutter, die ihr fast jeden Tag vorwarf, daß sie an all' dem Gfend schuld sei. Weßhalb sei sie so unfeindlich gegen Herrn Mangel gewesen? Weßhalb habe sie den langen Bartels abgewiesen, der sich jetzt überhaupt nicht mehr bilden lieh? Wenn sie nicht so zimperlich gewesen, lähen sie nicht in der bequemen Portierstelle und Herr Mangel würde dem Vater wohl auch eine kleine Zulage gegeben haben. Oder sie wäre die Frau von Bartels und hätte ein gutes Geschäft und könnte ihre Familie unterhalten.

Anna ertrug alles geduldig und arbeitete ab, bis sie selbst nicht mehr konnte und sich eingestehen mußte, daß es auf diese Weise nicht mehr weiter ging. Sie hätte ja leicht eine Stelle als Hausmädchen oder in einem Geschäft finden können, aber dann hätte sie ihre Familie noch weniger unterhalten können, denn der targe Lohn, den sie empfing, würde kaum hinreichend haben, sie zu erhalten.

Sie arbeitete und sann Tag und Nacht, wie sie mehr verdienen konnte. Wenn sie nur Abends eine Beschaftigung, eine Stelle erhalten könnte, dann vermochte sie am Tage zu nähern und zu arbeiten und würde sie ihren Verdienst für die Stelle am Abend auch noch für den Haushalt haben verwenden können. Aber sie fand nichts, so lange sie auch sann und arbeitete, und in den Blättern die Annoncen suchte.

„Is ist ein elendes, erbärmliches Geben“, flüsterte Friedrich Gerhard, als er an einem heimischen Novemberabend wiederum von der vergeblichen Jagd nach Arbeit heimkehrte. „Wenn das noch lange so dauert, dann häng' ich mich auf.“

„Und läßt mich und die fünf Göttern im Glend zurück“, höhnte Frau Gerhard. „Das siehst Du ähnlich — Du Nichtsthuer — Du Faulenzler.“

„Nee, ich sag Dir, mach' mich nicht wild! Du hast's gewollt, daß wir nach Berlin zögen — jetzt hast Du's, jetzt sorge Du weiter.“

Er streckte ihr drohend die Faust entgegen. Anna fiel ihm in den Arm. „Lach auf sein, Vater“, sagte sie bittern. „Die Zeiten werden auch wieder besser werden.“

„Ja, wenn wir alle verhungert sind“, lachte Frau Gerhard höhnisch und ging in die Küche. Anna setzte sich wieder an ihre Näharbeit. Ihr Vater zog ein zerrittenes Blatt Papier aus der Tasche; es war ein Annoncenblatt, in das er sich vertiefte.

„Vater“, sagte Anna nach einer Weile zögernd, „ich möchte schon, wie wir aus dem Glend herauskämen.“

„Na, da bin ich neugierig.“

„Sieh, Vater, so geht es nicht weiter. Schau Dir doch mal die Kinder an, sie verkommen noch und noch, und wie blühend und gesund waren sie im Harz.“

„Ja, das weiß der liebe Gott“, seufzte Gerhard auf.

„Wie war' es nun, Vater, wenn ihr wieder nach dem Harz zurückzöget. Die Großmutter nimmt Euch gewiß wieder auf und in den Bergwerken oder im Forst findest Du jederzeit Arbeit.“

Der Mann schüttelte den Kopf in die Hand und stierte finstler vor sich nieder.

Anna legte den Arm um seine Schulter und fuhr fort: „Ihr könntet wieder aufziehen und glücklich in dem kleinen Häuschen in Friedrichshütte leben. Du hättest Deine regelmäßige und gewohnte Arbeit, die Mutter könnte wieder für die Fremden waschen und die Kinder brauchen nicht mehr in Wind und Wetter, Trepp auf, Trepp ab, Zeitungen und Weißbrot auszutragen. Vater, den! einmal an den schönen, herrlichen Wald — an unser friedliches, stilles Dorf, an die stammende, poehende Eichenhütte, an das Glöckchen des Bergwerks, das anzeigt, daß die Fabelkunst in Ordnung ist; den! an die kleine, ephewüberzogene Kirche, den! an das kleine, schwarze Kreuz, unter dem meine Mutter liegt — wie schön, wie schön ist es in der Heimath.“

„Uebermüdt von ihrem Sehnsuchtsgeföhle lehnte sie die Stirn an das Haupt des Vaters und weinte leise vor sich hin.“

Tief in sich zusammengefunken sah Gerhard da. In hastigen Athemzügen hob und senkte sich seine Brust, die schwierigen Hände waren trampfhaft gefaltet. Ein heftiges, trampfhaftes Schluchzen brach aus der Tiefe seiner Brust hervor und erschütterte seinen Körper.

„Das recht, mein Kind, hast tausendmal recht“, höhnte er, „es ist schön in unserer Heimath und der Wald, der Berg, sie ernähren uns, und wenn wir nicht reich werden, so brauchen wir auch nicht zu hungern. Aber was soll aus Dir werden? — Willst Du hier bleiben?“

ben“, flüsterte Friedrich Gerhard, als er an einem heimischen Novemberabend wiederum von der vergeblichen Jagd nach Arbeit heimkehrte. „Wenn das noch lange so dauert, dann häng' ich mich auf.“

„Und läßt mich und die fünf Göttern im Glend zurück“, höhnte Frau Gerhard. „Das siehst Du ähnlich — Du Nichtsthuer — Du Faulenzler.“

„Nee, ich sag Dir, mach' mich nicht wild! Du hast's gewollt, daß wir nach Berlin zögen — jetzt hast Du's, jetzt sorge Du weiter.“

Er streckte ihr drohend die Faust entgegen. Anna fiel ihm in den Arm. „Lach auf sein, Vater“, sagte sie bittern. „Die Zeiten werden auch wieder besser werden.“

„Ja, wenn wir alle verhungert sind“, lachte Frau Gerhard höhnisch und ging in die Küche. Anna setzte sich wieder an ihre Näharbeit. Ihr Vater zog ein zerrittenes Blatt Papier aus der Tasche; es war ein Annoncenblatt, in das er sich vertiefte.

„Vater“, sagte Anna nach einer Weile zögernd, „ich möchte schon, wie wir aus dem Glend herauskämen.“

„Na, da bin ich neugierig.“

„Sieh, Vater, so geht es nicht weiter. Schau Dir doch mal die Kinder an, sie verkommen noch und noch, und wie blühend und gesund waren sie im Harz.“

„Ja, das weiß der liebe Gott“, seufzte Gerhard auf.

„Wie war' es nun, Vater, wenn ihr wieder nach dem Harz zurückzöget. Die Großmutter nimmt Euch gewiß wieder auf und in den Bergwerken oder im Forst findest Du jederzeit Arbeit.“

Der Mann schüttelte den Kopf in die Hand und stierte finstler vor sich nieder.

Anna legte den Arm um seine Schulter und fuhr fort: „Ihr könntet wieder aufziehen und glücklich in dem kleinen Häuschen in Friedrichshütte leben. Du hättest Deine regelmäßige und gewohnte Arbeit, die Mutter könnte wieder für die Fremden waschen und die Kinder brauchen nicht mehr in Wind und Wetter, Trepp auf, Trepp ab, Zeitungen und Weißbrot auszutragen. Vater, den! einmal an den schönen, herrlichen Wald — an unser friedliches, stilles Dorf, an die stammende, poehende Eichenhütte, an das Glöckchen des Bergwerks, das anzeigt, daß die Fabelkunst in Ordnung ist; den! an die kleine, ephewüberzogene Kirche, den! an das kleine, schwarze Kreuz, unter dem meine Mutter liegt — wie schön, wie schön ist es in der Heimath.“

„Uebermüdt von ihrem Sehnsuchtsgeföhle lehnte sie die Stirn an das Haupt des Vaters und weinte leise vor sich hin.“

Tief in sich zusammengefunken sah Gerhard da. In hastigen Athemzügen hob und senkte sich seine Brust, die schwierigen Hände waren trampfhaft gefaltet. Ein heftiges, trampfhaftes Schluchzen brach aus der Tiefe seiner Brust hervor und erschütterte seinen Körper.

„Das recht, mein Kind, hast tausendmal recht“, höhnte er, „es ist schön in unserer Heimath und der Wald, der Berg, sie ernähren uns, und wenn wir nicht reich werden, so brauchen wir auch nicht zu hungern. Aber was soll aus Dir werden? — Willst Du hier bleiben?“

„Ja, Vater. Ich würde hier bleiben. Du weißt selbst, daß die Stiefmutter mich nicht gern hat, ich will allem Streit und Kant aus dem Wege gehen; ich vertriebe mich hier als Hausmädchen, dann hab' ich ein edliches Brot und eheliche Stellung und ihr habt von mir keine Last. Ich kann Dir auch noch jeden Monat von meinem Lohn etwas schicken, ich hab' ja in dem Hause alles, was ich brauche, das Geld schide ich Dir und den Kindern.“

„Is war' zu überlegen“, sagte Gerhard zögernd. Doch plötzlich stieß er seine Tochter von sich und sprang empor. „Nein, nein, es geht nicht!“ rief er und fuhr sich mit den Händen durch die struppigen Haare. „es geht nicht, ich kann nicht mehr zurück.“

„Vater.“

„Du weißt es ja, Anna! Ich hab' es wohl gemerkt daß Du es weihst — ich kann nicht mehr zurück — ich bin ja kein erblicher Mann mehr.“

Er fant an dem Tische nieder und prehte die Fäuste vor die Augen.

Traurig setzte sich Anna wieder an ihre Arbeit. Sie wagte das finstere Schweigen des Vaters nicht zu unterbrechen, wußte sie doch, was in ihm wühlte und ihn unfähig machte, sich aufzuraffen.

Frau Gerhard trat ein und setzte sich mit vor den Tisch, auf den eine kleine Petroleumlampe ihr düsteres Licht warf. Mit mißtrauischem Blick beobachtete sie ihren Mann und Anna. Dann ergriff sie das Annoncenblatt und sagte mütterlich: „Habt ihr noch nichts gefunden?“

Gerhard antwortete nicht, sondern hand auf, trat an das Fenster und haarte in den schwarzen Hof berau.

Seine Frau las die Annoncen aufmerksam durch. Wählich rief sie: „Ja — das wäre was für Dich, Anna!“

„Ja, bei's Theater! — Höre nur mal: Ein großes Theater sucht hundert junge, anständige, hübsche Mädchen, um des Abends als Statistinnen mitzuwirken. Meldungen im Bureau des Germania-theaters.“

„Na, was sagst Du? Reht kannst ja zeigen, ob Dir's ernst ist. Da haste 'n Abendbeschäftigung!“

„Am Theater, Mutter? — Ich verseehe doch nichts davon.“

„Dummes Zeug! Brauchst auch nichts davon zu verstehen, das lernst sich leicht, in schönen Kostümen einherzuzustreizen.“

„Mutter, ich kann's nicht.“

„Natürlich, Du kannst nicht! Aber ich sage Dir, am Theater kann man's ja was bringen, wenn man nur Talent hat — den! an Grete Hänfeler.“

„Anna lieh das Haupt sinken. Eine innere Stimme raunte ihr zu, den Rath der Stiefmutter nicht zu befolgen, ein Geföhle der Angst besel sie, wenn sie an Grete Hänfeler dachte — und doch — die blaffen Gesichter, die traurigen Augen ihrer Geschwister — die Verzweiflung ihres Vaters — sie athmete tief auf — „Mutter“, sagte sie dann, „ich werde morgen früh nach dem Theater gehen.“

14. Kapitel.

Grete Hänfeler stand in eleganter Morgenrosette vor ihrem Spiegel und kräufelte sich die Haare. Ihr Zimmer zeigte die läppige Einrichtung des Bouvoirs einer Theaterprinzessin, seidene Vorhänge und Spitzengardinen verüllten die Fenster, schwere Plüschportieren wallten in dichten Falten vor den Thüren nieder.

In dem hellen, mittelstößen Tageslicht konnte man auf Greten's hübschem Gesicht doch schon die Spuren des großstädtischen Lebens bemerken. Wenn Schminke und Pulver fehlten, zeigten die schmalen Wangen eine blasse, gelbliche Farbe und die im Abendlichte led bligenden Augen besaßen jetzt am Morgen einen müden, matten Blick.

„Bist Du zu sprechen, Grete?“ fragte Frau Hänfeler, den unfreudigen Kopf in die Thür stehend. „Es hat eben geklingelt.“

Man soll mich heute Morgen in Ruhe lassen“, entgegnete Grete mürisch. „Ich muß mich ankleiden, um rechtzeitig auf dem Bureau des Germania-theaters zu sein. Der Direktor erwartet mich.“

Frau Hänfeler zog sich zurück und Grete gab ihren Augen durch einige schwarze Striche den erforderlichen Glanz. Aegerlich wandte sie sich um, als ihre Mutter wieder in der Thür erschien.

„Was willst Du denn noch?“

„Die Anna Gerhard steht draußen und möchte Dich gern sprechen“, erwiderte Frau Hänfeler entsetzungslos. „Vor der brauchst Du Dich ja nicht zu genieren.“

„Anna Gerhard? — Ich will sie sehen, führe sie nur herein.“

Zögernd trat Anna ein, sich erschauend in dem eleganten Raume umblinend. „Also endlich läßtst Du es der Mühe werth, mich aufzusuchen“, begrüßte Grete die Schulfreundin mit eigenem Lächeln. Aber das Lächeln erkorb dem autmüthigen Mädchen auf den Lippen, als sie Annas blaßes, verhärmtes Gesicht und die ärmliche Kleidung erblickte, die in solch' grellem Gegenfah zu ihrer eigenen eleganten Erscheinung stand. Wie eine Bettlerin erschien Anna ihr gegenüber.

„Verzeih' mir, Grete, wenn ich Dich störte —“ sagte Anna leise und schen. „Was ist da zu verzeihen“, rief Grete. „Ich habe Dich schon lange erwartet. Komm, setz' Dich zu mir und erzähle, wie es Euch in der neuen Wohnung geht.“

Sie zog Anna auf den mit seidenen Rippen bedeckten Divan, lehnte sich bequem zurück und betrachtete die Freundin mit mitleidigem Blick.

„Du siehst schlecht aus, Anna. Es geht Euch nicht aut?“

„Der Vater hat bislang noch keine feste Arbeit gefunden und was Mutter und ich verdienen, reicht nicht aus, um alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen, wenn sie noch so bescheiden sind.“

„Weil Ihr es falsch auffaßt, Anna. Ich sage Dir, das Geld liegt hier auf der Straße. Freilich, man muß Talent haben. Aber ich seh's Dir an. Du hast etwas auf dem Herzen — also heraus damit.“

„Ja, ich habe eine Bitte an Dich.“

entgegnete Anna in geprehtem Tone. „Ich weiß aber nicht, ob ich Dir löstig fallen darf.“

„Sei nicht so dumm. Brauchst Du Geld? — Ich bin zwar gerade nicht bei Kasse, aber auf zwanzig Mark kommt es mir nicht an.“

„Du bist sehr freundlich, Grete. Eine solche Bitte wollte ich aber nicht aufsprechen — ich habe heute Morgen ein Duzend Hemden abgeliefert und das Geld dafür erhalten. So ist für einige Tage wieder gesorgt.“

„Na, was willst Du denn?“

„Ich möchte ans Theater gehen“, plagte Anna heraus, indem eine dunkle Blutwelle ihr blaßes Gesicht überfluthete.

Grete lachte laut auf. „Du willst ans Theater? — Das ist ja löstlich!“

„Anna holte aus ihrem Portemonnoie die Annonce heraus, durch welche junge Mädchen für das Germania-theater gesucht wurden, und reichte das Papier Grete hin.“

„Ich wollte mich auf die Annonce hin melden“, sagte sie zögernd. „Aber ich bin ja so unerfahren und da glaubst Du, Du könntest mir einen Rath ertheilen.“

Grete warf einen Blick auf die Annonce. „Na, ich habe sie schon gelesen“, entgegnete sie, ernster werdend. „Das wäre allerdings etwas für Dich.“

„Wirklich?“ rief Anna erfreut. „Und das beste ist“, fuhr Grete fort, „daß ich Dir zu einer Anstellung verstellen kann.“

„Ach, wie danke ich Dir!“

„Ich bin nämlich an dem Theater als Solotänzerin angestellt“, sagte Grete in gönnerhaftem Ton. „Mit noch fünf anderen Damen führen wir einen türtischen Tanz auf. Der Direktor und der Verfasser des Stüdes, das demnächst in Szene gehen soll, erwarten mich heute Nachmittag.“

„Da höre ich Dich.“

„Nicht im geringsten. Die Herren können schon auf mich warten“, entgegnete Grete hochmüthig. „Das Stüde ist eine große Ausstattungsfreie, die Reize durch Indien, es treten mindestens tausend Personen darin auf, Pferde und Kameele kommen auf die Bühne, ja, sogar ein Elefant.“

Mit offenem Munde starrte Anna die Tänzerin an, welche von den Herrlichkeiten des Stüdes nicht genug zu erzählen wußte.

„Der Direktor sagte mir schon, daß er noch hundert junge Damen nöthig hätte, um die Aufzüge und die Gruppenbilder recht glanzvoll zu gestalten. Ich hätte ihm versprochen, unter meinen Freundinnen Umfchau zu halten.“

„Du siehst, Du kamst zur glücklichen Stunde.“

„Ich würde Dir von Herzen dankbar sein.“

„Bitte sehr — was ich thun kann, thue ich sehr gern. — Aber stelle Dich einmal dorthin — so, nun heb' einmal die Arme empor — wie ich — bitte, noch etwas höher, und nun drehe Dich einmal rasch herum und mach' einen Knick — genau wie ich — mach mir nur alles nach — so bitte und so — ganz famos! Ich glaube, Du hast Talent. Jedenfalls besitzt Du eine brillante Figur, die sich im Balletkostüm reizend ausnehmen wird.“

„Im Balletkostüm?“ fragte Anna erschreckt und erstöthete bis unter die Haarpinzeln. „Ich fürchte, das ist doch nichts für mich“, sprach sie kleinlaut.

(Fortsetzung folgt.)

Eine junge Bostonerin will Geld daran wenden, um den Strafenverkäufers Ausbildung der Stimme zu ermöglichen. Das fehlt gerade noch.

Will Walter Wellman wirklich der Zepellinschen Nordpolpedition den Vorantritt bei der Fahrt überlassen, auf die er sich seit Jahren vorbereitete?

Den Forschungen eines Bostoner Aegyptologen haben wir die Nachricht zu danken, daß die Aegypter aus Mexiko stammten und ihr Himmel in der Gegend von Boston lag. Wie kommt es aber, daß in der ägyptischen Götterlehre nirgends von Vort und Reans die Rede ist?

Einig scheinen die Finanzwelt und die Industrie-Kapitäne nur darin zu sein, daß die gegenwärtige Geschäftslage für eine glänzende Besserung viel Raum bietet.



— Was bringen Sie da für ein ara her? Warum mit? — Ja, sind meine hübschen Geschwister denn, die ich selber photographirt habe.